

1/06 Shalom Israel

In dieser Ausgabe:

- Kommentar und Editorial
- Viele offene Fragen
- Clash of Narratives
- Österreichisch-Israelisches Dialogforum 2001-2006 - eine Bilanz
- Zu Besuch bei Frau Müller und Frau Cohen
- Gedenkdienst am Anita Mueller-Cohen Elternheim in Tel Aviv
- Yad Vashem - Die Behörde zum Gedenken an die Märtyrer und Helden des Holocaust

50 Jahre diplomatische Beziehungen Österreich-Israel

„Die längste Zeit wurde Österreich gepriesen oder verdammt, aber es kommt darauf an, es zu entdecken“, meinte der österreichische Schriftsteller und Literaturkritiker Karl-Markus Gauß einmal. Ganz in diesem Sinn versucht das Österreichische Kulturforum in Tel Aviv Österreich auch in Israel entdeckbar zu machen und vorgefasste Meinungen mit konkret Erlebbarem zu konfrontieren.

Seitdem das österreichische Generalkonsulat in Tel Aviv im Jahr 1956 in eine Gesandtschaft umgewandelt wurde, bestehen diplomatische Beziehungen zwischen Israel und Österreich. Die österreichisch-Israelischen Beziehungen waren, vor allem zu Beginn, von der Erinnerung des Holocausts sowie der Vertreibung oder Ermordung der österreichischen Juden überschattet.

Ein halbes Jahrhundert - und einige Hochs und Tiefs - später kann man sagen, dass heute ein herzliches Gesprächsklima besteht und die bilateralen Beziehungen von einer offenen Haltung und einer freundschaftlichen Atmosphäre geprägt sind.

Im Gegensatz zu den historisch vorbelasteten politischen Beziehungen konnten die kulturellen Beziehungen von Anfang an kontinuierlich positiv weiterentwickelt werden. Die enge kulturelle Verbindung der beiden Staaten hat ihre Wurzeln unter anderem im enormen Einfluss den der österreichische Kulturexodus - vor allem in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts - auf die kulturelle Landschaft Israels hatte.

Insbesondere im Jahr 2006, anlässlich des 50-jährigen Jubiläums der diplomatischen Beziehungen, während der EU Präsidentschaft, im Mozart- und im Sigmund Freudjahr, werden Kontakte in den Bereichen Kunst und Kultur, Wissenschaft, Forschung, Jugend- und Studentenaustausch mit zahlreichen öffentlichen und privaten Partnern gepflegt und ausgebaut. Die Präsentation österreichischer zeitgenössischer Kunst und Kultur und moderner kultureller Ausdrucksformen ist hierbei dem Kulturforum ein vorrangiges Anliegen.

Neben dem laufenden bilateralen Kultur- und Wissenschaftsaustausch werden im Jahr 2006 ca. 40 Veranstaltungen in Israel stattfinden, die unter dem Motto „50 Jahre diplomatische Beziehungen“ stehen. Für Highlights wie die Konferenz „Von Wien nach Jerusalem und wieder zurück: Österreichisch-Israelische Wechselbeziehungen in Wissenschaft und Kunst (1956-2006)“ am Center for Austrian Studies an der Hebrew University Jerusalem, Österreichische Tanztage, Galaveranstaltungen in der Israelischen Oper (Rosenkavaller, Zauberflöte), die Herausgabe einer englischsprachigen Publikation „Österreichische Gerechte unter den Völkern“, die Unterstützung des Festivals for Independent Electronic Music and Critical Media Art im August 2006 in Jerusalem, die Teilnahme am 11. Internationalen Studenten Film Festival an der Tel Aviv Universität, Buchpräsentationen und Diskussionen zum jüdisch-christlichen Dialog u.v.a konnten Partner wie das Bundeskanzleramt, das BMBWK, die Stadt Wien, das Land Niederösterreich sowie zahlreiche private Partner und Sponsoren gewonnen werden. Weiterführende Informationen finden Sie auf der Webseite der Österreichischen Botschaft (s. Link „Kulturforum“): www.austrian-embassy.org.il

Mario Vielgrader

Direktor des Österreichischen Kulturforums Tel Aviv,
leistete 2000/01 Gedenkdienst
am Spiro Institute in London

Editorial:

Liebe Leserin! Lieber Leser!

Mit der ersten Ausgabe des Jahres 2006 halten Sie, werte Leserinnen, auch eine letzte Ausgabe in Händen - keine Angst GEDENKDIENTST steht nicht vor der Einstellung. Nach drei Jahren als Zeitungsredakteur habe ich mich entschlossen, diese Tätigkeit, die mir große Freude bereitet hat aber zeitlich nicht mehr zu bewerkstelligen ist, zu beenden. In meinem ersten Editorial (Ausgabe 3/03) habe ich die Aufgabe des Chefredakteurs mit der eines Dompteurs verglichen; nun gut der Dompteur ist müde und will nicht gefressen werden. Ab der nächsten Ausgabe wird ein neues Team unter der Leitung von Sebastian Markt die Zeitung betreuen. Inhaltlich wird sich einiges ändern und auch das seit der Ausgabe 3/98 in Gebrauch befindliche Layout wird überarbeitet - also eine letzte Ausgabe im doppelten Sinne.

In dieser Ausgabe von GEDENKDIENTST dreht sich alles um Israel. Der Bogen spannt sich vom Thema Erinnerungspolitik über innerisraelische Historikerdebatten bis zu österreichisch-israelischen Verbindungen.

Den Anfang macht Mario Vielgrader, derzeitiger Direktor des Österreichischen Kulturforums Tel Aviv und ehemaliger Gedenkdienstleistender in London, der in seinem Kommentar auf 50 Jahre diplomatische Beziehungen Österreich-Israel eingeht. Sebastian Markt führte mit Prof. Frank Stern ein Interview über Erinnerungskulturen in Israel; und Florian Wenninger berichtet wie eine israelische Historikerdebatte aus den 1980er Jahren seit dem Ausbruch der Alaksa-Intifada eine unvermutete Neuaufgabe erlebt.

Für GEDENKDIENTST ist Israel seit jeher von zentraler Bedeutung. Yad Vashem zählt zu jenen fünf Arbeitsstellen, die seit 1992 beschickt werden, das Anita Müller-Cohen Elternheim in Tel Aviv kam 1996

hinzu. Nikolaus Wildner und Julian Zechner berichten aus Israel über ihre an diesen Einrichtungen gewonnenen Erfahrungen. Der bemerkenswerten Lebensgeschichte der aus Wien stammenden Anita Müller-Cohen - Gründerin und Namensgeberin des bereits erwähnten Elternheims, geht Dieter Hecht in seinem Beitrag nach. Vor fünf Jahren wurde das Österreichisch-Israelisches Dialogforum von „Gedenkdienst-Veteran“ Anton Legerer gegründet - eine lesenswerte Bilanz über den ambitionierten Diskussionsclub, der sich demnächst in die Österreichisch-Israelische Gesellschaft einbringen wird.

Stephan Roth

Chefredakteur GEDENKDIENTST

Viele Offene Fragen.

Ein Gespräch mit Frank Stern über Erinnerungskulturen in Israel

Prof. Stern, Sie haben lange Jahre in Israel gelebt und sich mit der Geschichte der gesellschaftlichen Selbstthematisierung in Israel auch wissenschaftlich auseinandergesetzt. Wie lässt sich diese Geschichte darstellen?

Die Staatsgründung Israels 1948 bedeutete auch einen Übergang in den dominanten Geschichtsnarrativen. Die Zeit davor war geprägt von einem Narrativ, das sich auf Jahrtausende jüdischer Geschichte bezog, Begriffe wie Palästina, Eretz Israel, das versprochene Land verarbeitete. Es handelt sich also um ein Narrativ das versuchte, Stränge religiöser, biblischer Mythologie zu verbinden mit historischer Realität seit der Entwicklung des europäischen Nationalismus im 19. Jahrhundert und dem Beginn der zionistischen Bewegung. In dieser Phase des Zionismus waren allerdings weniger die westeuropäischen oder Wiener Tendenzen bestimmend, als osteuropäische, aus der zionistischen Arbeiterbewegung kommende, wie sich an der damaligen Bedeutung der Kibbuz-Bewegung als ein er sozialistischen Utopie ablesen lässt.

Was all diese einzelnen Narrative verbindet, auch die nicht-sozialistischen, war die Arbeit an einer Utopie. Eine Hoffnung die Formen des Gemeinwesens, wie sie sich in Palästina unter dem Britischen Mandat und vorher noch unter osmanischer Herrschaft entwickelt hatten, so zu verbinden, dass eine soziale Heimstatt zu einer staatlichen Heimstatt werden könne. Dabei war nicht von vornherein klar, welche Form dieser Staat annehmen würde.

Inwiefern veränderte die Erfahrung des Nationalsozialismus diese Konstellation?

Das, was schon in den Jahren vor 1945 über den Nationalsozialismus, die Vernichtungslager und die Vernichtungspolitik bekannt wurde, bewirkte rapide, dass der nationale zionistische Gedanke sehr viel stärker in den Vordergrund trat. Andere utopische Vorstellungen, wie die Schaffung einer neuen jüdischen Gesellschaft basierend auf sozialistischen Idealen, gerieten gegenüber dem nationalen, zionistischen Projekt in den Hintergrund. Geschaffen werden sollte nun ein bürgerlicher Staat als Fluchtstätte, als Ort, an dem ein für alle mal und auch künftig diejenigen, die vom Antisemitismus bedroht waren, Zuflucht finden konnten.

Dass der Staatsgedanke mit zunehmender Kenntnis der nationalsozialistischen Verbrechen immer stärker und dringender wurde, bedeutet allerdings nicht, dass der Staat Israel eine Folge der Shoah ist. Das wird sehr oft missverstanden. Der Staat Israel wäre auf jeden Fall entstanden, die Frage ist nur wann.

Wie lässt sich die Entwicklung, die mit der Staatsgründung einsetzt, beschreiben?

Ende der 1940er Jahre und in den 1950er Jahren, bis zum Eichmann Prozess, sind es zwei Erinnerungsstrukturen, die nebeneinander existieren, sich verzahnen. Die eine ist verbunden mit der Shoah. Der nichtjüdischen und der jüdischen Welt sollte gezeigt werden, dass es für Jüdinnen und Juden die Möglichkeit gibt, sicher zu sein, nicht unter Verfolgung und Diskriminierung leiden zu müssen, dass es eben dazu einen jüdischen Staat braucht. Auf der anderen Seite wurde aufgrund der demographisch relativ geringen Zahl von jüdischen Männern und Frauen, von jüdischen Familien in Palästina die Einwanderung, insbesondere aus den nordafrikanischen und arabischen Ländern forciert. Diese Menschen brachten nun eine ganz andere geschichtliche Erinnerung mit, die bis auf wenige Ausnahmen nicht verbunden war mit der europäischen Erfahrung der Shoah. Erst durch das Bildungssystem konnte eigentlich diese europäische Erfahrung verallgemeinert werden, wobei man bis heute im Grunde von keiner einheitlichen Erinnerung sprechen kann. Nationale Mythen sind nur selten identisch mit kollektiven Erfahrungen. Die Erinnerungen, die Politik der Erinnerung der jüdischen Familien aus den nordafrikanischen, den arabischen Ländern differieren nach wie vor. Das Bildungssystem mit all seinen heutigen Problemen versucht immer wieder hier eine Klammer herzustellen. Doch legt das auch die Gefahr einer Instrumentalisierung der Erinnerung an die Shoah nahe.

Diese Heterogenität scheint in der verengten Sicht von außen oft nicht wahrgenommen zu werden.

Sehr oft wird in Europa und in Österreich nicht verstanden, dass das heutige Israel nicht einfach eine Nachfolge der Überlebenden der Shoah ist. Die Bevölkerung Israels setzt sich im Grunde aus drei großen Gruppen zusammen, den europäischen und amerikanischen Einwanderern, den Einwanderern aus nordafrikanischen und arabischen Ländern und der nicht-jüdischen Bevölkerung. Nur wenn man sich vor Augen führt, dass dieser multi-ethnische Charakter auch in Generationen fortwirkt und immer wieder in Geschichtserzählungen aktualisiert werden kann, wird deutlich, warum Institutionen wie Yad Vashem in Israel sehr wichtig sind. Solche zentralen Institutionen halten das mit Europa verbundene Narrativ, die Erfahrung der europäisch-jüdischen Bevölkerung mit Faschismus und Nationalsozialismus wach und versuchen daraus ein zentrales Bindeglied der israelischen Gesellschaft zu machen.

Wenn man das vor Augen hat, wird zugleich ein Problem dieses Narratives klar. Es soll immer wieder integrierend wirken, indem es alle Geschehnisse, alle Entwicklungen, etwa die Bedrohung durch die

arabischen Staaten, die Kriegssituationen in einen Zusammenhang mit der jüdischen Katastrophe des 20. Jahrhunderts stellen soll. Das ist ein Problem. Man kann den Vom Kippur Krieg, den Krieg von '67, oder den Irak Krieg nicht ohne weiteres mit der Shoah in Zusammenhang bringen, aber im israelischen Geschichtsbewusstsein erfolgt das durchaus. Im Alltagsbewusstsein spielen subjektive Wahrnehmungen, Erfahrungen und Assoziationen ja eine große Rolle.

Wie weit verändert sich diese Landschaft dadurch, dass es seit den Neunzigern eine nicht zu vernachlässigende Einwanderung aus der ehemaligen Sowjetunion gibt?

Mir scheint, dass sich seit der Einwanderung und der ersten Intifada - ich glaube man muss das zusammen nehmen - durchaus etwas verändert hat. Für die Mehrheit der russischen Einwanderer ist die Shoah kein Teil ihrer Familiengeschichte, sehr wohl aber der Antisemitismus, insofern lässt sich hier noch eine Verbindung schaffen mit der Erinnerung an die Shoah. Die zweite Erfahrung ist, dass wie in einem historischen Spiegel, die eigenen nationalen Erfahrungen, die die Juden in Palästina seit den Zwanziger, Dreißiger-Jahren gesammelt haben, sich plötzlich in einer sehr militanten Situation auf Seiten der Palästinenser wiederholen. Im Grunde ist die Frage, wann es einen palästinensischen Staat geben wird, mit einer immensen zeitlichen Verzögerung dieselbe Frage wie die nach einem jüdischen Staat in den 1930ern. Allerdings haben die verschiedenen palästinensischen Institutionen in der Vergangenheit und leider auch heute wesentlich weniger Gewicht auf die politische Seite gelegt. Für viele Menschen stellt der palästinensische Terror eine Infragestellung des jüdischen Projekts dar, wobei nicht nachgefragt wird, ob die Politik der israelischen Regierung den humanistischen und utopischen Gedanken, der zumindest bei Martin Buber und anderen Denkern dem Zionismus zugrunde liegt, durch ihre Maßnahmen negiert. Die lange Fokussierung auf das Shoah-Narrativ bewirkt eben auch, dass jeder Terroranschlag, jede tragische Situation sofort damit in Verbindung gebracht werden kann und eine Spirale der Gewalt zu legitimieren scheint.

Wie wirkt sich diese Situation auf den jüngeren Teil der israelischen Gesellschaft aus?

Ein erheblicher Teil der jüngeren israelischen Generation nimmt die überkommene oder offiziöse Ideologie des Zionismus als brüchig wahr. Bei einem Teil der jungen Soldaten kommt das Gefühl auf, nicht mehr Verteidiger zu sein, sondern Besatzer. Es ist nicht leicht, hier eine genaue Grenze zu ziehen. Von außen ist es schwer nachzuvollziehen, was das für Familien bedeutet. Väter, die im Bewusstsein, das Land zu verteidigen, selbst in vergangenen Kriegen waren und wie selbstverständlich davon ausgehen, dass ihre Kinder das wie sie als einen Ehrendienst verstehen, müssen feststellen, dass dem nicht so ist. Die politische Situation hat sich verändert, und das Militär hat sich verändert. Hier gibt es viele offene Fragen. Es ist kein Zufall, dass es Militärdienstverweigerer in Israel gibt (doch leider keinen dem Gedenkdienst analogen Zivildienst). Und es ist positiv zu betrachten, dass es so viele Nester einer demokratischen Zivilgesellschaft in Israel gibt. Die großen Parteien können auf das Gefühl des Unbefriedigtseins, einer elementaren Sinnsuche von Seiten der jüngeren Generationen keine Antwort geben. Der Staat Israel befindet sich in einer Übergangsperiode. Hier sind viele Dinge im kollektiven Bewusstsein und Unterbewusstsein unklar. Die Zwangssituationen von Krieg und Terror haben eine Konfrontation mit den Fragen nach den inneren Werten und den Perspektiven der israelischen Gesellschaft immer wieder hinausgezögert. Die wirklichen Probleme Israels liegen im Inneren, fordern von einer jüngeren Generation, einen Weg zu finden, der nicht durch die Politiken der Sackgassen bestimmt ist. Der Zionismus des 19. Jahrhunderts passt nicht mehr ins 21. Jahrhundert, Utopien schon.

Welchen Stellenwert würden sie künstlerischen Versuchen in dem breiten Feld gesellschaftlicher Auseinandersetzungen zuschreiben?

Israelische Künstler, Schriftsteller und Filmemacher versuchen ein kritisch realistisches Bild der israelischen Gesellschaft heute zu entwerfen und uns damit zu konfrontieren. Sie fordern uns auf, uns jenseits der Fernseh- und Printmedien mit künstlerisch kritischen Versuchen, die die Wirklichkeit zu verarbeiten, auseinanderzusetzen. Autoren und Filmemacher beschäftigen sich mit all diesen Themen eigentlich intensiver und in gewissem Sinne erfolgreicher als Politiker und auch intensiver als Wissenschaftler. Die künstlerischen Eingriffe, Filme, Romane, kulturelle Debatten sind wesentlich härter und schärfer, als etwa akademische Interventionen und wirken kritisch auf tradierte Geschichtserzählungen ein.

Frank Stern ist Professor für Zeitgeschichte mit dem Schwerpunkt visueller Zeit- und Kulturgeschichte an der Universität Wien. Zu seinen jüngsten Veröffentlichungen zählen: „Dann bin ich um den Schlaf gebracht. Ein Jahrtausend jüdisch-deutsche Kulturgeschichte“ (Aufbau 2002), „Durch Clios Brille. Kino als zeit- und kulturgeschichtliche Herausforderung“ (Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, 1/2005)

Das Interview führte Sebastian Markt

Leistete 2000/01 Gedenkdienst im Leo Baeck Institute in New York

Clash of Narratives

Eine Historikerdebatte aus den 1980er Jahren erlebt in Israel seit dem Ausbruch der Alaksa-Intifada eine unvermutete Neuauflage. Der nationale Konsens wird dabei in Zeiten äußerer Bedrohung und rechter Parlamentsmehrheiten wesentlich aggressiver verteidigt als noch vor fünfzehn Jahren.

Ilan Pappé, Professor an der Universität Haifa, nennt die Jahre 1993 bis 2000 die „postzionistische Periode“ in der Geschichte des jüdischen Staates. Und er lässt wenig Zweifel daran aufkommen, dass er diese Ära für die goldenen Jahre des israelischen Geisteslebens hält. In dieser Zeit, so Pappé, „blühte an den israelischen Universitäten, besonders in den Sozialwissenschaften, der Pluralismus auf wie nie zuvor. Wissenschaftler, aber auch Kulturschaffende aus Theater, Film, Medien, Literatur, Poesie und Bildung experimentierten mit der Sichtweise der Anderen“ und entwickelten langsam ein kritisches Verhältnis zu Vergangenheit und Gegenwart.“¹

Die „New Historians“

Vorbereitung für diese intellektuelle Gründerzeit war nach Pappé eine Debatte, die Mitte der 1980er Jahre von einer Handvoll junger Wissenschaftlerinnen ausgelöst worden war. Die „New Historians“, wie sie sich selbst nannten, hatten es sich zur Aufgabe gemacht, das in Israel hegemoniale zionistische Geschichtsbild einer kritischen Revision zu unterziehen. Zu den ursprünglich zentralen Figuren wie Benny Morris, Ilan Pappé, Avi Shlaim, Tom Segev oder Amnon Raz-Krakotzkin stießen in den folgenden Jahren auch WissenschaftlerInnen und Intellektuelle aus anderen Disziplinen, etwa die Soziologen Baruch Kimmerling und Uri Ram. Die meisten von ihnen studierten nicht in Israel sondern an Universitäten im angelsächsischen Raum, darunter an renommierten Kadern wie Oxford, Cambridge oder Harvard. Das dort gelernte postmoderne Theorien- und Methodenset, speziell die Diskursanalyse, brachten sie bei ihrer Rückkehr in den israelischen Wissenschaftsbetrieb ein. Unter den bereits Etablierten stießen die - übrigens durchgehend nach dem Holocaust geborenen - jungen Wilden auf wenig Gegenliebe. Einerseits wurden sie wohl als Bedrohung für den eigenen Status erlebt und angefeindet, andererseits wurde ihnen aber auch von Anfang an der Vorwurf gemacht, nicht Wissenschaft zu betreiben, sondern lediglich unter deren Mäntelchen politische Agitation zu verbergen. Dabei wurde wiederholt auf den ausländischen wissenschaftlichen Background der Gruppe um Morris Bezug genommen und geargwöhnt, es handle sich bei den „New Historians“ um die fünfte Kolonne des Antizionismus.

„Unabhängigkeitskrieg“ versus „Nakba“: Der Streit um die Ursache des Flüchtlingsproblems

Grund für diese harsche Verdächtigung war vornehmlich die Themenwahl ihrer Erstlingswerke, zumeist Dissertationen an ausländischen Universitäten, denn die „New Historians“ wandten sich zunächst vor allem den Ereignissen des Jahres 1948 zu. Bis dahin hatte über das Jahr der Staatsgründung im historischen Bewusstsein der meisten Israelis ein klares Bild existiert: 1947 war ein UN-Teilungsplan, der sowohl einen jüdischen als auch einen arabischen Staat auf dem Gebiet des damals britischen Mandatsgebietes vorsah, von jüdischer Seite akzeptiert, von arabischer aber verworfen worden. Nach dem Abzug der Briten hatte der Yishuv, wie sich die jüdische Gemeinschaft in Palästina selbst nannte, einen eigenen Staat auf Basis des UN-Teilungsplanes proklamiert, und die arabischen Staaten hätten umgehend versucht, das junge Israel militärisch von der Landkarte zu tilgen. Obwohl man es mit einer Übermacht von fünf Invasionsarmeen zu tun bekommen hätte, sei der Judenstaat wie einst David gegen Goliath siegreich geblieben. Vor Ausbruch der Kampfhandlungen hätten die arabischen Führer die arabische Zivilbevölkerung Palästinas aufgefordert, ihre Heimat zu verlassen, um mit den siegreichen arabischen Armeen wieder zu kehren. Hier sei auch die Ursache für den Exodus von 700.000 PalästinenserInnen zu suchen.

Konträr dazu das - in der israelischen Öffentlichkeit bis dahin freilich kaum präsent - palästinensische Narrativ, in dem 1948 als „Nakba“, als Urkatastrophe mit Massakern und großflächigen Vertreibungen firmierte.

Mit den „New Historians“ näherten sich erstmals israelische Wissenschaftler der palästinensischen Perspektive an. Benny Morris löste mit seinem ersten Buch „The Birth of the Palestinian Refugee Problem 1947-1949“² einen Schock in der israelischen Öffentlichkeit aus. Zwar konnte Morris nicht die Existenz eines vorgefassten israelischen Planes zur Vertreibung der autochthonen arabischen Bevölkerung zweifelsfrei belegen, etwa in Form eines eindeutigen Befehls. Doch er wies nach, dass es 1948 in mehreren Fällen zu Vertreibungen und Massakern an palästinensischen Zivilistinnen gekommen war.

Die Debatte um das Buch von Morris ging sehr schnell über den wissenschaftlichen Rahmen hinaus - wie in allen weiteren Streitpunkten wurden die israelischen Medien zur Arena, in der die unterschiedlichen Sichtweisen aufeinander prallten. Das entsprach durchaus dem Wunsch der „New Historians“, durch eine öffentliche Reflexion der israelischen Position ein gesellschaftliches Klima zu erzeugen, das einen Dialog mit der palästinensischen Seite erlauben würde. Politisch entscheidend war auch das Entsetzen über die Vorgänge während des Libanonkrieges 1982 und über die israelische Besatzungspolitik in jenen Gebieten, die im Zuge des Sechstagekrieges 1967 erobert worden waren. So saß Benny Morris im Jahr, als sein Buch erschien, eine Haftstrafe ab, weil er als Angehöriger der Streitkräfte den Einsatz in der Westbank verweigerte.

Während Morris nicht so weit gegangen war, von einem 1948 existierenden Plan zur Vertreibung der PalästinenserInnen zu sprechen, zog in weiterer Folge Ilan Pappé, der stilistisch schärfste und politisch exponierteste „New Historian“ sehr wohl diesen Schluss. Unter anderem verglich er die zionistische

Bewegung mit zwei anderen Siedlungsbewegungen, den Templern und der Baseler Mission, und argumentierte, innerhalb der Eliten des Yishuv habe die sogenannte „Transfer-Lösung“, also die Vertreibung der ansässigen arabischen Bevölkerung, immer eine wichtige Rolle gespielt. Ja, sie sei im „mischkolonialistischen“ Gedankengebäude des Zionismus von vornherein logisch angelegt und innerhalb der Jewish Agency weitgehend Konsens gewesen.³

Der Angriff auf die zionistische Historiographie: Die Dekonstruktion des „Wunders von 1948“

Neben dem Ursprung des Flüchtlingsproblems zogen die New Historians eine Reihe weiterer Behauptungen in Zweifel, die bis dahin für das israelische Selbstverständnis im Hinblick auf 1948 von zentraler Bedeutung gewesen waren: So hätte nicht der jüdische Untergrundkampf gegen die Mandatsbehörden den Abzug der Briten zur Folge gehabt, sondern vielmehr wäre weder die Besiedlung noch die Staatsgründung ohne die wohlwollende Unterstützung der Briten jemals möglich gewesen. Die Führung des Yishuv hätte von vornherein nicht die Absicht gehabt sich an den von der Peel-Kommission erarbeiteten Teilungsplan zu halten und daher sogar mit einer gewissen Erleichterung auf die arabische Aggression reagiert. Auch die Ursache für den Sieg über die arabischen Armeen sei keineswegs ein „Wunder“ gewesen, sondern vielmehr die mangelnde arabische Koordination und die vergleichsweise bessere Bewaffnung des Yishuv. Gerade was die Erforschung der Rolle der israelischen Seite betraf, kamen den New Historians die vergleichsweise liberalen israelischen Sperrfristen für Archivalien zupass. Keine vierzig Jahre nach dem Krieg von 1948 waren viele Quellen in den 1980er Jahren bereits zugänglich. „Bis dahin hatten wir keine israelische Geschichtsschreibung, sondern Mythen, Ideologie und einen Haufen staatliche Indoktrination“, kommentiert Tom Segev⁴ und korrigiert das Attribut, mit dem er und seine Kolleginnen versehen wurden: Sie seien nicht „neue“, sie seien „die ersten“ Historikerinnen Israels gewesen.⁵

Kritik der israelischen Identität: Die Deutung der Diaspora und des Holocaust

Der New Historian Tom Segev legte eine vielschichtige Analyse des Umgangs der israelischen Gesellschaft mit dem Holocaust nach 1945 vor⁶. Seine Kernthesen: Den ZionistInnen sei es nicht gelungen, ihr wichtigstes Versprechen wahr zu machen und die jüdische Bevölkerung auf der Welt zu schützen. Dies war nach Segev nicht zuletzt der Tatsache zuzuschreiben, dass die Führung des Yishuv den Holocaust allein unter dem Gesichtspunkt der Nützlichkeit für das Projekt der Staatsgründung betrachtete. Auch die Verachtung für die „alten“, „schwachen“ Juden und Jüdinnen in der Diaspora seien Ursachen dafür gewesen, dass der Yishuv nicht alle ihm zu Gebote stehenden Mittel ausgeschöpft habe, um die jüdischen Verfolgten in Europa zu retten. Auf den Überlebenden der Tragödie hätte daher in den ersten Jahren nach der Staatsgründung ein starker Druck gelastet, ihre Geschichte nicht zu thematisieren. Erst der Eichmann-Prozess und die arabische Propaganda im Vorfeld des Sechstagekrieges von 1967 hätten diesen Zustand beendet. Seither sei der Holocaust sukzessive zu einem der, wenn nicht überhaupt zum zentralsten Bestandteil der israelischen Identität geworden - nachdem nämlich das zionistische Establishment entdeckt hätte, dass sich der Holocaust auch im Sinne der Staatsdoktrin deuten ließe. Auf die Spitze getrieben habe diese Einsicht laut Tom Segev der erste Premierminister des Likud, Menachem Begin. Dieser habe seinen Kampf gegen die PLO in der Öffentlichkeit permanent mit Holocaust-Metaphern zu legitimieren versucht, indem er die PLO mit der SS und Yassir Arafat folgerichtig mit Hitler gleichsetzte. Als die Invasion des Libanons begann, teilte Begin in einem Schreiben US-Präsident Ronald Reagan die Kriegsziele mit den Worten mit: „Ich entsende die israelische Armee mit dem Auftrag nach Beirut, dort Adolf Hitler aus seinem Bunker zu holen.“

Die Wende seit 2001

Erstaunlich schnell setzten sich die New Historians im wissenschaftlichen wie im öffentlichen Diskurs Israels mit vielen ihrer Kritikpunkte durch. Die Rahmenbedingungen waren im Vorfeld der Osloer Verhandlungen günstig. Ein selbstkritisches Geschichtsbild zu vertreten gehörte, erinnert sich Pappé, bis zur Ermordung Yitzhak Rabins und dem darauf folgenden Wahlsieg des Likud-Kandidaten Benjamin Netanjahu zum guten Ton. In Netanjahu, vor allem aber in Ariel Sharon stand den „New Historians“ jedoch eine neozionistische Strömung gegenüber, die von Selbstkritik wenig hielt. Im Gegenteil war man sich der potentiell problematischen Auswirkungen auf die nationale Mobilisierung bewusst und daher intensiv bemüht, jegliche Kritik an Staat und zionistischer Staatsdoktrin als antisemitisch zu brandmarken. So nannte Ariel Sharon vor seiner Wahl zum Premierminister als vordringliches Ziel des israelischen Bildungswesens: „die Kindern müssen [wieder] die Geschichte des Volkes und des Landes Israel studieren ... man soll den Kindern jüdisch-zionistische Werte vermitteln, die [Ergebnisse der] New Historians dürfen nicht mehr gelehrt werden.“^{1^} An heftigen Attacken durch Exponenten der politischen Rechten mangelte es schon seit Mitte der 1990er Jahre nicht, nach der Bildung der Regierung Sharon im Februar 2001 wurde noch ein Zahn zugelegt: die neue Unterrichtsministerin im Kabinett Sharon, Limor Livnat setzte es sich gar öffentlich zum Ziel, den israelischen Wissenschaftsbetrieb, in dem einige der New Historians mittlerweile Fuß gefasst hatten, von selbigen zu „befreien“. Konkrete Schritte wurden in dieser Richtung bis zu den Wahlen im Frühjahr 2006 zwar kaum gesetzt. Doch die zeitweise errungene Hegemonie im Diskurs haben die New Historians in vielen Bereichen wieder klar verloren. Das Ergebnis der jüngsten Wahlen wird aller Voraussicht nach eine große Koalition sein, in der das Unterrichtsministerium wohl einer der kleineren - und vermutlich religiösen - Parteien zufallen wird, die es zur Beschaffung einer stabilen Mehrheit trotzdem braucht. So ist auch das Match zwischen „alter“ und „neuer“ Historiografie auf institutioneller Ebene noch keineswegs entschieden.

Florian Wenninger

Leistete 1998/99 Gedenkdienst in Yad Vashem, Jerusalem

1 Die Offenheit und der Pluralismus sind in Israel verschwunden": Ilan Pappé im Interview mit Xax Möhnel, Telepolis, 19.06.02.

2 Morris, Benny 1988: The Birth of the Palestinian Refu-gee Problem 1947-1949, Cambridge.

3 Pappé, Ilan 2000: Der Zionismus als Kolonialismus - ein vergleichender Blick auf Mischformen von Kolonialismus in Asien und Afrika, in: Schäfer, Barbara (Hgin) 2000: Historikerstreit in Israel. Die „neuen“ Historiker zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit, Frankfurt-New York, S. 63-94.

4 Israeli National Identity, Conversation with Tom Segev, interviewed by Harry Kreisler, Berkley University Talks, April 8th 2004.

5 Ebenda.

6 Segev, Tom 1995: Die Siebte Million. Der Holocaust und Israels Politik der Erinnerung, Hamburg.

7 Zitiert nach: Shaiim, Avi 2004: The War of the Israeli Historians, in: Annales, 59:1, 161-167, 167.

Österreichisch-Israelisches Dialogforum 2001-2006 -eine Bilanz

Vor fünf Jahren gründete ich - bestärkt von Gideon Eckhaus (Tel Aviv) und Ilan Ben-Dov (Geschäftsträger der Botschaft nach der Rückbeorderung des Botschafters im Zuge der VP/FP-Regierungsbildung Anfang 2000) - mit Freunden das österreichisch-israelische Dialogforum als informellen Rahmen, in dem monatliche Diskussionsrunden zu aktuellen Themen rund um das österreichisch-israelische Beziehungsgeflecht stattgefunden haben. Unter der Bezeichnung *Österreichisches Dialogforum für Israel* (www.israelforum.at) wurde der Diskussions- und Begegnungsrahmen 2002 als Verein institutionalisiert und das Programm in Richtung Veranstaltungsreihen mit längeren Intervallen transformiert. In diesen Tagen wird sich dieser Verein in die *Österreichisch-Israelische Gesellschaft* einbringen. Das Resümee des fünfjährigen Experiments eines Diskussionsclubs über Israel in Wien lässt sich von persönlichen Impressionen und Motivationen nicht trennen.

Als ich 1994 gemeinsam mit Freunden von GEDENKDIENTST (vor allem der damalige Jahrgang und die Kandidatinnen für die kommenden Jahre) erstmals Israel besuchte, um an dem von den damaligen Gedenkdiestleistenden David Röhler und Brigitte Huemer organisierten „Holocaust-Seminar“ teilzunehmen, fuhr ich mit der sicheren Gewissheit nach Wien zurück, dass ich so rasch wohl nicht nach Israel zurückkehren würde und wohl auch kein Interesse an einer sonstigen Auseinandersetzung mit Land, Gesellschaft oder gar der jüdischen Religion oder am Ende womöglich mit dem Israelisch-Arabischen Konflikt haben würde. Zu sehr war ich von der militärischen Omnipräsenz im Land (zur Zeit der ersten „Welle“ von Sprengstoffattentaten in öffentlichen Bussen in Jerusalem) und den impertinenten Fragen der israelischen Flughafensicherheit bei der Ausreise energiert.

Und doch sollte sich der jüdische Nationalstaat bald danach als Thema einstellen. Das wichtige und notwendige Reflektieren der eigenen Identität als Nachkommender der österreichischen Tätergesellschaft, wie bei GEDENKDIENTST ab 1992 ‚institutionalisiert‘, war alleine auf Dauer nicht ausreichend und führte schließlich zum Kontakt mit früheren Opfern. Schon bald drängte sich die aus der historischen Symbiose der Judenverfolgung herrührende Beziehung zwischen den beiden nationalstaatlichen Gesellschaften als Thema auf, vor allem in den persönlichen Begegnungen mit jüdischen Überlebenden. Als ich schließlich kurze Zeit später mit einer gleichaltrigen Israeli eine Lebensgemeinschaft begründete, war eine weitere Entwicklung in der Auseinandersetzung erreicht: nicht mehr das von der nationalsozialistischen Judenverfolgung geprägte Täter-Opfer-Schema sondern die zeitgenössische Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Kulturkreisen Österreicher und Israeli standen (und stehen noch immer) im Vordergrund.

Wenn ich zuvor die historische Symbiose zwischen Israelis und Österreichern erwähnt habe, wobei ich neben der Zäsur durch den Nationalsozialismus auch die fruchtbare Symbiose der Wiener Moderne anführen möchte, so bergen diese historischen Symbiosen das Potenzial der gegenwärtigen Auseinandersetzung mit und zwischen den beiden gegenwärtigen nationalstaatlichen Gesellschaften. Österreich und Israel haben viele Bezugspunkte in der Gegenwart, die die historischen Klammern einerseits bereichern, andererseits auch einen Umgang mit den von NS-Verbrechen gegen die Menschheit belasteten historischen Beziehungen erleichtern, vielleicht sogar erst ermöglichen. Um nur einige der zeitgenössischen Bezugspunkte anzuführen: Beide Gesellschaften verstehen sich als hegemoniale Gesellschaften, die sich mit der Integration von Immigranten mit anderer religiöser und kultureller Sozialisation schwer tun. Beide Staaten sehen sich zugleich einem Wandel dieser hegemonialen Gesellschaft gegenüber. Wobei, das sei der Vollständigkeit halber erwähnt, Israel aus seiner Identität als jüdischer Staat kein Geheimnis macht, während Österreich seine Identität als katholischer Staat eher subkutan aber im Alltag umso diskriminierender versteht (es wäre eine interessante wissenschaftliche Fragestellung, etwa die Implikationen des österreichischen Konkordats mit dem Vatikan mit der Rolle der jüdischen Religion in der israelischen Verfassung bzw. den jeweiligen Anwendungen im Alltag zu vergleichen). Nicht zuletzt auch in diesem Zusammenhang stehend sei als weitere Gemeinsamkeit das Selbstverständnis beider Gesellschaften als demokratisch, sozialmarktwirtschaftlich und westlich orientiert angeführt. Andererseits stellen die vielfachen Missverständnisse und tradierten Stereotypen im wechselseitigen Verhältnis ein weiteres gemeinsames Merkmal dar.

Aus der bisherigen Skizze erschließt sich der säkulare Ansatz des österreichisch-israelischen Dialogforums, der Verständigung hinsichtlich religiöser Differenzen zwar nicht ausschließt, aber, im Gegensatz etwa zum *Koordinierungsausschuss für christlich-jüdische Zusammenarbeit*, nicht anstrebt. Die große Klammer und das gemeinschaftliche Interesse der (zum Teil stark fluktuierenden) Beteiligten ist die Thematisierung des Israel-Bildes in Österreich, sei es in Medien, Politik oder persönlichen Begegnungen. Ausgangspunkt war die Erkenntnis, wonach sich das Israel-Bild in Österreich aus allen möglichen, kaum aber aus faktischen Faktoren zusammensetzen würde. Kurze Zeit später wurde die Relevanz dieses Ansatzes durch eine abstruse Buchveröffentlichung einer anerkannten und erfolgreichen katholischen Journalistin bestätigt. Sie vermengte etwa in der Erzählung von ihren Begegnungen in Israel die Vorstellung eines nationalsozialistischen Handlungers mit der Wahrnehmung eines heutigen israelischen Soldaten, der gegen Araber bzw. Palästinenser eingesetzt wird.

Auf internationaler Ebene bildete 2001 die Entschliebung von 3000 Hilfs- und Menschenrechtsorganisationen im Rahmen der UN-Konferenz von Durban (Südafrika) gegen Israel als „rassistischer Apartheidstaat“, der systematisch rassistische Verbrechen, Taten mit dem Ziel des Völkermordes und der ethnischen Säuberung begehe (zit. nach Rauscher: Israel, Europa und der neue Antisemitismus, Molden 2004, S. 49), eine Antithese zum Dialogforum. Diese - wiederholte - Brückierung

Israels durch die UN bei gleichzeitiger Unfähigkeit oder Unwilligkeit, den von der UN-Vollversammlung verabschiedeten Teilungsplan von 1947 gegenüber den beteiligten Arabern/Palästinensern (Resolution 181) durchzusetzen und damit eine friedliche Koexistenz für beide Völker zu garantieren, bildete den Diskursrahmen, auf den sich auch in Österreich der israelkritische Diskurs bezieht.

Zu den monatlichen Zusammentreffen in Wiener Kaffeehäusern (anfangs im Spielzimmer des Cafe Rathaus) trat jeweils ein Referent auf, dessen Vortrag die Grundlage für eine nachfolgende Diskussion bildete. Die Referentinnen kamen aus allen akademischen und außeruniversitären Disziplinen. Gleich in der Anfangszeit präsentierte Margit Reiter ihr Buch über den linken Antisemitismus, hielt der bekannt Israel-kritische John Bunzl einen umstrittenen Vortrag und ließen sich Journalisten auf eine Debatte mit uns ein (Gudrun Harrer, Der Standard; Christian Ultsch, Die Presse). Nach diesen ersten Abenden stellte sich bei den Teilnehmerinnen Unzufriedenheit darüber ein, dass nicht mehr unternommen würde (öffentlichkeitswirksame Aktionen wie Leserbriefkampagnen) und (damit) schneller eine Änderung des Israel-Bildes in Österreich bewirkt werden könnte. Um diese Zeit kam die Idee einer Vereinsgründung auf. Bei den darauffolgenden Diskussionen um Inhalt und Name des Vereins votierte eine überwiegende Mehrheit (gegen meine ursprüngliche Konzeption) für die oben angeführte Bezeichnung Österreichisches Dialogforum für Israel und eine klare Positionierung zugunsten des Staates Israel. Dieser konzeptionelle Wandel stand, wie bereits kurz angeführt, im Kontext äußerst Israel-kritischer Positionen in der ganzen Welt und auf allen Ebenen.

Bereits im Vorfeld der Vereinsgründung stand eine Beteiligung an der *Österreichisch-Israelischen Gesellschaft (ÖIG)* als auch im Umfeld der Gesellschaft begrüßte Option im Raum. Die ÖIG erschien zu diesem Zeitpunkt aber zu schwerfällig und als „Honoratiorenverein“ wenig adäquat für ein spontanes und inhaltlich durchaus ‚wildes‘ Diskussionsforum. Mit der am 11. März 2006 verstorbenen Elfriede Sturm (1924-2006) hatte die ÖIG zudem eine ehrenamtliche Generalsekretärin, die bei allen ihren Verdiensten um die Sache, eine doch einengende Perspektive eingenommen hatte und die sowohl von ihrer Weltanschauung wie Sprache ein zeitgenössisches Dialogforum nicht akzeptieren konnte. Im Zusammenhang mit ihrem Tod ist bemerkenswert, dass mit Ausnahme einer Presseausendung durch die Wiener Rathauskorrespondenz und zweier Notizen des früheren Bezirksvorstehers Innere Stadt und ÖIG-Vorstandsmitglieds, Richard Schmitz, auf den Internetseiten des Koordinierungsausschusses für christlich-jüdische Zusammenarbeit und der ÖIG selbst keine Nachrufe veröffentlicht worden sind. Dabei war Sturm fast 30 Jahre lang Generalsekretärin und muss als solche den einschlägig spezialisierten Journalistinnen bekannt gewesen sein. Diese Beobachtung und die Abwesenheit der ÖIG im öffentlichen Diskurs über Israel bestätigen erneut die Einseitigkeit der österreichischen Israel-Perzeption, die konkret darin zum Ausdruck kommt, dass etwa bei ORF-Diskussionen über die Nahostfriedensperspektive zwar wiederholt der Vertreter der Österreichisch-Arabischen Gesellschaft (der unsagbare Fritz Edlinger), nicht aber der ÖIG eingeladen waren - womit wir erneut bei der zentralen Gründungsmotivation für das österreichisch-israelische Dialogforum gelandet sind.

Das rund fünfjährige Experiment des Dialogforums ist sowohl geglückt wie gescheitert. Ersteres aufgrund des noch immer regen Interesses an den Veranstaltungen, letzteres weil der Diskussionszirkel nicht organisch gewachsen ist: kaum verirrt sich unter-40-jährige in Dialogforums-Veranstaltungen. Inhaltlich ist die Evaluation weniger zwiespältig: vor allem die Referenten der Veranstaltungsserien stießen auf reges Publikums- und Medieninteresse. Da ich mich als Initiator des Dialogforums mit GEDENKDIENTST intellektuell, persönlich, weltanschaulich verbunden fühle, ja die Gründungsmotivation von dieser ‚Schule‘ ableite, war mir die über die meiste Zeit zu beobachtende Abwesenheit von Gedenkdiestlern stets aufs Neue eine Überraschung.

Anton Legerer

Leistete 1993/94 Gedenkdienst am Holocaust Memorial Museum in Washington

Zu Besuch bei Frau Müller und Frau Cohen

Im Eingangsbereich hängt eine große, glänzende Namenstafel, im Speisesaal ein leicht verblasstes Portrait einer Frau - ein Jugendbildnis der Frau Anitta Müller aus dem Jahr 1916. Wir sind zu Besuch im Anita-Mueller-Cohen-Elternheim in Ramat Chen/Israel, das sich seit seiner Eröffnung am 28.3.1966 großer Beliebtheit bei Einwanderinnen aus Österreich und den Gebieten der ehemaligen Habsburgermonarchie erfreut. Aus diesem Grunde wurde es immer wieder erweitert und umgebaut. Heute leben mehr als 100 Personen in dem Elternheim, das auch über eine Kranken- und Pflegeabteilung verfügt. Die Einwohnerinnen verbringen hier ihre letzten Lebensjahre in einer Umgebung und Atmosphäre, die sie an ihre Kindheit und Familie in Österreich vor der Shoa erinnert. Gleichzeitig erinnert das Haus auch an Anitta Müller-Cohen, an eine aus Österreich kommende Frau, die in ihrem Herkunftsland, wo sie einst sehr prominent war, in Vergessenheit geraten ist.

Anitta Müller-Cohen war zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine der bekanntesten jüdischen Frauen in Wien. Sie wurde am 6. Juni 1890 als Tochter der wohlhabenden, assimilierten jüdischen Kaufmannsfamilie Rosenzweig in Wien geboren. Bereits früh interessierte sie sich für Sozialarbeit und die bürgerliche Frauenbewegung. Nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs gründete sie die „Soziale Hilfsgemeinschaft Anitta Müller“. Im Rahmen dieser Organisation half sie in den folgenden Jahren Tausenden, vor allem jüdischen Flüchtlingen durch die Errichtung von Tee- und Suppenanstalten, Fürsorgeeinrichtungen für Mütter und Kinder, etc. Bald avancierte die „Soziale Hilfsgemeinschaft“ zu einer der größten privaten jüdischen Hilfsorganisationen Wiens. In diesen Jahren wurde Anitta Müller-Cohen auch Zionistin, betätigte sich politisch und arbeitete als Journalistin. Sie engagierte sich in der Jüdischnationalen Partei, war 1918/19 Abgeordnete zum Wiener Gemeinderat und schrieb zahlreiche Artikel in jüdischen sowie nichtjüdischen Zeitungen. Seit November 1918 arbeitete sie auch als Leiterin des Sozialressorts im „Jüdischen Nationalrat für Deutsch-Österreich“, der sich als nationale Vertretungsbehörde aller Juden in Österreich verstand. Anitta Müller-Cohen organisierte im Rahmen des Jüdischen Nationalrates und ihrer Sozialen Hilfsgemeinschaft umfangreiche Hilfsaktivitäten. So arbeitete sie auch mit dem American Jewish Joint Distribution Committee zusammen. Sie beschränkte sich jedoch nicht auf Sozialarbeit. In ihrer Tätigkeit verknüpfte sie Sozialarbeit mit politischem Engagement. Wir haben es also mit einer Frau zu tun, der Sozialarbeit als treibende Kraft für politische und gesellschaftliche Ziele diente.

In den 1920er Jahren widmete sie sich vor allem der Kinderfürsorge und der jüdischen Frauenbewegung. In diesen Jahren wurde sie auch religiös und erzog vier Kinder aus zwei Ehen (erste Ehe mit Arnold Müller, zweite Ehe mit Samuel Cohen), d.h. sie war mit der Doppelbelastung von Arbeit und Familie konfrontiert. Mit ihrem Engagement konnte sich Anitta Müller-Cohen in den 1920er Jahren auch auf internationaler Ebene etablieren. Dies erreichte sie durch die Teilnahme an den Jüdischen Welthilfskonferenzen in Karlsbad 1920 und 1924, dem Zionisten Weltkongress in Wien 1925, und den Weltkongressen Jüdischer Frauen in Wien 1923 und Hamburg 1929. Auf letzterem wurde sie zur Vizepräsidentin des Weltbundes jüdischer Frauen gewählt. Als Zionistin reiste sie immer wieder nach Palästina/Erez Israel, wo sie 1934 schließlich mit ihrer Familie einwanderte und in Tel Aviv niederließ. Hier gründete sie u.a. den „Sozialen Frauendienst“ und engagierte sich für die Revisionisten bzw. später für die von Menachem Begin gegründete „Herut-Partei“. Anitta Müller-Cohen starb am 29. Juni 1962 in Tel Aviv.

Ihre Arbeit in Palästina/Eretz Israel bzw. in Israel hatte stets auch einen (kritischen) Bezug zu Österreich. Anitta Müller-Cohen war viele Jahre lang Vorsitzende der Organisation der Einwanderinnen aus Österreich, der Hitachdut Olej Austria (HOA). In dieser Funktion organisierte sie Hilfsmaßnahmen für Einwanderinnen und setzte sich für Reparationszahlungen der Republik Österreich an Überlebende ein. Das Engagement von Anitta Müller-Cohen und ihrer Kolleginnen in der HOA wurde von Seiten Österreichs nicht geschätzt. So berichtete auch der erste österreichische Generalkonsul in Tel Aviv, Karl Hartl, negativ über Anitta Müller-Cohen und die HOA nach Wien. Hartl war einerseits ein vehementer Gegner des Nationalsozialismus und Widerstandskämpfer gewesen, andererseits nahm er, wie auch andere österreichische Politiker, die das NS-Regime verfolgt hatte, gegenüber Juden eine ambivalente Haltung ein. Dies kam in verschiedenen antisemitischen Äußerungen immer wieder zum Ausdruck. Die Betonung der Opferthese und die Ausblendung von Antisemitismus und der Mitschuld vieler Österreicherinnen an der Shoa war für österreichische Politiker und Diplomaten in diesen Jahren eine Selbstverständlichkeit.

Das zynische Verhalten der Republik Österreich bzw. ihrer Vertreter in Bezug auf Entschädigungszahlungen und im Umgang mit ihren ehemaligen Bürgerinnen zeigte sich auch bei der Eröffnung des Anita-Mueller-Cohen-Elternheims im Jahr 1966. Walther Peinsipp, der österreichische Botschafter, vereinnahmte in seiner Rede Anitta Müller-Cohen, um das Leben und Wirken von Juden und Nichtjuden in Österreich zu preisen. Gleichzeitig blendete er die Kritik Anitta Müller-Cohens und der HOA an Österreich und seinem Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit aus: „[...] denn Anitta Müller war ja auch meine Landsmännin, eine gute, tapfere und vorbildliche österreichische Patriotin im besten Sinne des Begriffes.“ (Mittellungsblatt, 15. April 1966, 4f.)

Uns Anita Mueller Cohen Elternheim erfreut sich auch heute großer Beliebtheit bei österreichischen Politikerinnen, Botschaftsangehörigen und Künstlerinnen. Wer Israel besucht, stattet dem Elternheim einen Besuch ab und lässt sich von den Einwohnerinnen danken. Dabei finden kleine Gastgeschenke in rot-weiß-rot immer großen Anklang - Aufmerksamkeiten, die einen schönen Nachmittag bescheren. Aufmerksamkeiten, die im Leben von 80 und 90jährigen Menschen wichtig sind. Doch die schönen Reden und kleinen Geschenke verblissen schnell, wenn der Alltag zurückkehrt, die Besucherinnen wieder

daheim in Österreich sind und keine Taten folgen. Jahrzehntelanges Verdrängen und Verschweigen wirken weiter und können weder ungeschehen gemacht noch vergessen werden. In diesen Kontext gehört auch die sehr verdienstvolle Arbeit von österreichischen Organisationen wie dem Nationalfonds der Republik Österreich. Denn für viele Überlebende kommen solche Initiativen zu spät. Und kritische Bemerkungen von Seiten der Opfer zur Republik Österreich bzw. zum Verhalten von Österreicherinnen werden heute genauso wie vor 50 Jahren zurückgewiesen, ignoriert und schönegeredet.

Der Großteil der Einwohnerinnen ist heute in Israel daheim, in Ramat Chen (Name der ersten Nummer der Zeitung des Elternheims 1992). Doch Österreich steht weiterhin für ihre positiven und negativen Kindheits- und Jugenderfahrungen sowie für die Shoa. Ihre Beziehungen zu Österreich haben sich oft durch Besuche nach 1945 und/oder altersbedingt verändert. Meistens bleibt ein zwiespältiges Verhältnis, dessen Oberfläche von der Liebe zur Kultur und Sprache bestimmt wird. Prägende Elemente in ihrem Österreichbild sind aber nach wie vor der Antisemitismus und der Umgang der Republik Österreich mit ihren ehemaligen jüdischen Einwohnerinnen nach 1945. Viele Juden und Jüdinnen aus Österreich in Israel setzen ihre Hoffnungen auf die jüngeren Generationen in Österreich, aber auch auf ihre eigenen Kinder. Viele reisten mit ihren Kindern bzw. Enkelkindern nach Österreich oder ermöglichten diesen eine Reise. Doch auch das Verhältnis der zweiten bzw. dritten Generation zu Österreich kennzeichnet sich durch seine Ambivalenz. Es ist durch das Schicksal ihrer Eltern, Großeltern und Verwandten in der Shoa geprägt. Die positiven Kindheits bzw. Jugenderfahrungen der Eltern und Großeltern fehlen ihnen. Während ihrer Aufenthalte in Österreich begeistern sie sich für Architektur und Landschaft. Private Kontakte mit nichtjüdischen Österreicherinnen sind dagegen selten und meistens von kurzer Dauer - zu verschieden ist der Alltag.

Ob sich die Hoffnungen österreichischer Shoa-Überlebender in Israel erfüllen werden, hängt letztendlich von den individuellen, vor allem aber von den öffentlichen Bemühungen zur Aufarbeitung der Verbrechen des Nationalsozialismus in Österreich ab. Ein wichtiger Teil dieser Aufarbeitung ist die Erinnerung an Juden und Jüdinnen in Österreich im öffentlichen Bereich. Einige Initiativen, wie Servitengasse, Volkertplatz und Schottenfeldgasse, haben dazu in letzter Zeit wichtige Beiträge geleistet. Leben und Werk von Anitta Müller-Cohen sind in Österreich aber noch weitgehend eine Leerstelle.

Dieter J. Hecht

Leistete 1995/96 Gedenkdienst in Yad Vashem, Jerusalem

Weiterführende Literatur:

Evelyn Adunka, Exil in der Heimat Über die Östorroj eher in Israel, Innsbruck 2002

Helga Embacher/Margit Reiter, Gratwandomngen Die Beziehungen /wischen Österreich und Israel im Schatten der Vergangenheit, Wien 1998

Dieter J. Hecht, Anitta Müller-Cohen (1890-1962). Sozialarbeiterin, Feministin, Politikerin, Zionistin und Journalistin. Ein Beitrag zur jüdischen Frauengeschichte in Österreich 1914-1929, unveröffentlichte Diss., Universität Wien 2002.

Dieter J. Hecht, Mutterland - Vatersprache. Eine Dokumentation des Schicksals ehemaliger österrmchü Innen in Israel, od. Zentralkomitee der Judon aus Österreich in Israel, Tel Aviv 2005

Gedenkdienst am Anita Mueller-Cohen Elternheim in Tel Aviv

Seit gut acht Monaten bin ich als Gedenkdienstleistender am Anita Mueller-Cohen Elternheim in Tel Aviv im Bereich der Altenpflege tätig. Der Großteil der Einwohner sind Emigrantinnen und Holocaust-Überlebende aus dem Gebiet der ehemaligen Donaumonarchie.

Meine Arbeit an der Stelle kann man grob in zwei Bereiche unterteilen. Einerseits betreue ich pflegebedürftige Personen indem ich ihnen beim Einnehmen der Mahlzeiten und bei der Körperpflege behilflich bin und ihnen auch ermögliche Spaziergänge zu unternehmen.

Andererseits bin ich auch mit jenen Einwohnern in Kontakt, die noch weitgehend selbstständig, in der so genannten „unabhängigen Abteilung“ des Heims wohnen. Hier konzentriert sich meine Arbeit vor allem auf das Erledigen von Einkäufen, die Begleitung zu Arztterminen, aber auch die Hilfe bei der Bedienung technischer Geräte, wie beispielsweise das des Videorecorders.

In beiden Fällen befindet man sich aber auch in der Rolle eines Gesprächspartners und wird in vielen Fällen auch zur Vertrauensperson.

Da der Verein Gedenkdienst schon seit 1996 junge Österreicher nach Tel Aviv schickt, hat die Arbeit der Gedenkdienstleistenden hier schon eine gewisse Tradition und wird von der Leitung, wie auch von den Einwohnern sehr geschätzt. Es wird versucht einem die Eingewöhnung in das anfangs neue Arbeitsumfeld leicht zu machen und es wird einem eine große Hilfsbereitschaft bei auftretenden Problemen zu Teil.

Selbstverständlich wird man als Vertreter einer Generation junger Österreicherinnen angesehen und obwohl der Bezug zu Österreich für die Mehrheit der Bewohner mit schmerzlichen Erinnerungen negativ belastet ist, wird man dennoch nicht von vornherein abgelehnt. Die meisten Einwohner sind sogar interessiert etwas über die aktuellen Begebenheiten aus erster Hand zu erfahren und sind oft erstaunlich gut über die Vorgänge in Österreich der vergangenen Jahre informiert. Auch das kulturelle Angebot des Heims, wo der Schwerpunkt auf klassische, österreichische Kultur gelegt wird, zeigt, dass man sich auch nach all dem Geschehenen noch mit Österreich auf irgendeine Art und Weise identifiziert.

Im Arbeitsalltag ist eine gewisse Sensibilität für den Umgang mit alten Menschen gefordert und manchmal wird einem sehr viel Geduld abverlangt. Gerade in der Pflegeabteilung gibt es für die meisten Patienten wenig Aussicht auf Besserung und davon ist die Stimmung bei der Arbeit häufig geprägt. Als junger Mensch, der noch sein ganzes Leben vor sich hat und überlegt, was er mit seinem Leben anfangen möchte, ist es oft niederschmetternd zu sehen, wie ein Lebensabend aussehen kann. In den wenigsten Fällen sieht man, dass sich Zustände verbessern, meist ist das Gegenteil der Fall. Tagtäglich wird man mit Menschen konfrontiert, die einem Geschichten über ihre Jugend und ihr Berufsleben erzählen und für die heute jede Aktivität eine mit Schmerzen verbundene Anstrengung bedeutet. Dieser Umstand jedoch bekräftigt einen tagtäglich, dass man hier eine Arbeit leistet, die geschätzt wird und es gibt einem das Gefühl am richtigen Platz zu sein und etwas sinnvolles zu leisten, auch wenn man letztendlich nur dazu beitragen kann, dass der Alltag etwas erträglicher wird. Wichtig ist es daher, dass man sich einen Ausgleich gegenüber dieser belastenden Arbeit sucht, um zeitweise abschalten zu können.

Das Land Israel bietet für einen Europäer zahlreiche interessante Phänomene. Alleine die große Anzahl verschiedener Kulturen auf so engem Raum ist faszinierend und das Leben in diesem jüdischen Staat ermöglicht auch einen tiefen Einblick in die Kultur des Judentums, und bringt die Chance mit sich die hebräische Sprache ansatzweise zu erlernen, zeigt aber auch die Differenzen zwischen orthodoxen und säkularen Juden auf.

Einen Vorteil den man als Außenstehender hat, ist, dass man viele Vorgänge in diesem Land aus der Distanz betrachten kann und sich eine weniger vorbelastete Meinung dadurch bilden kann. Deshalb glaube ich, dass man die Möglichkeit nicht auslassen sollte sich kritisch mit dem Nahostkonflikt auseinander zu setzen und sich ein Bild über die Lage in den Palästinensergebieten zu machen. Denn in Tel Aviv bekommt man von den Spannungen zwischen Juden und Arabern in diesem Land nicht allzu viel mit und das Leben hier ist dem Leben in Westeuropa in Vielem ähnlich. Wie allerdings das Leben im Westjordanland aussieht und welche Perspektivlosigkeit dort vorherrscht, darüber kann man sich nur vor Ort ein Bild machen.

Julian Zechner,

Gedenkdienstleistender in Tel Aviv am Anita Mueller Cohen Eltern heim 2005/06

Yad Vashem – Die Behörde zum Gedenken an die Märtyrer und Helden des Holocaust

Yad Vashem wurde 1953 durch einen Beschluss der Knesset, des israelischen Parlaments, gegründet. Die Idee zur Gründung einer nationalen Gedenkstätte im Andenken an die vernichtete jüdische Bevölkerung Europas existierte bereits vor dem Ende der Shoah als die ersten Berichte über die Massenvernichtungen Palästina erreichten. Nach Kriegsende begannen die jüdischen Institutionen in Palästina und der jüdische Weltkongress über Wege des Gedenkens an die Opfer der Shoah nachzudenken. Das Direktorat von Yad Vashem präsentierte 1947 einen Plan zur Errichtung einer Gedenkstätte auf dem Har Hazikaron (Berg des Gedenkens) in Jerusalem. Die Durchführung dieses Plans wurde jedoch in den darauffolgenden Jahren der Staatsgründung und des Unabhängigkeitskrieges verzögert bis der israelische Unterrichtsminister und Historiker Prof. Ben-Zion Dinur 1953 der Knesset das Yad Vashem - Gesetz vorlegte. Das Gesetz legt die verschiedenen Aufgaben und Zuständigkeitsbereiche von Yad Vashem fest, sodass das Gedenken an die Opfer der Shoah zu einer staatlichen und nationalen Aufgabe erklärt wurde. Der Name dieser Einrichtung bezieht sich auf den Vers 56:5 aus dem Buch des Propheten Jesaja, wo es unter anderem heißt: „...ihnen will ich in meinem Haus und in meinen Mauern *ein Denkmal und einen Namen* (auf Hebräisch: *Yad Vashem*) geben ... der nicht getilgt werden soll“.

Heute besteht Yad Vashem aus verschiedenen Gedenkstätten und Denkmälern, die Aspekten der Verfolgung, Vernichtung und des Widerstandes gewidmet sind, sowie aus Dokumentations-, Bildungs- und Forschungseinrichtungen und mehreren Museen und Ausstellungsbereichen. Die zentralen Aufgaben sind die Dokumentation der Geschichte des jüdischen Volkes in der Zeit der Shoah, die Bewahrung des Andenkens und der Geschichte eines jeden Einzelnen unter den sechs Millionen Opfern und die Vermittlung dieser Inhalte an die kommenden Generationen. Die verschiedenen Bestandteile des Komplexes sind im Laufe der Jahre entstanden und verdeutlichen somit auch die Herangehensweisen an die Gedenkarbeit zu verschiedenen Zeitpunkten seit der Entstehung.

Das erste Monument das nach der Grundsteinlegung 1954 errichtet wurde ist die „Halle des Gedenkens“. Dieser Ort ist nach wie vor der Mittelpunkt von Zeremonien im Andenken an die Opfer der Shoah, was sich auch darin äußert, dass das Protokoll eines jeden Staatsbesuches in Israel eine Kranzniederlegung durch den jeweiligen Staatsgast an dieser Stelle vorsieht. Die „Halle des Gedenkens“ bezieht sich somit auf das Gedenken an das Kollektiv der Opfer, was an dieser Stelle auch nicht überraschend scheint, aber auf eine Problematik verweist, die in den Anfangsjahren von Yad Vashem eine wichtige Rolle gespielt hat und dies nach wie vor tut. Die Frage war inwiefern das Gedenken an die Opfer als Kollektiv gestaltet werden sollte, beziehungsweise inwiefern der Repräsentation von individuellen Schicksalen auf verschiedenen Darstellungsebenen Yad Vashems Rechnung getragen werden konnte. Äußerungen dieser Problematik sind an verschiedenen Stellen des Geländes zu finden.

So existiert in Yad Vashem u. a. die „Gedenkhöhle“, eine kleine Felsnische, in der Gedenktafeln an einzelne Opfer der Shoah durch verwandte Überlebende angebracht wurden. Dieser Ort verdeutlicht sehr gut das Bedürfnis der Überlebenden ihren ermordeten Verwandten an dem Ort, der es sich zur Aufgabe gemacht hat das Andenken an die sechs Millionen in der Shoah ermordeten Juden zu bewahren, ein Denkmal zu setzen. Dieser Ort verdeutlicht aber auch die begrenzten Möglichkeiten, wenn es darum geht dieses Bedürfnis auf gewissen Ebenen ganz zu erfüllen. Selbstverständlich steht die Dokumentation, Darstellung und Vermittlung einzelner Schicksale, wie bereits erwähnt, im Mittelpunkt des Aufgabenbereiches von Yad Vashem, aber was die Gestaltung des Geländes und seiner Bestandteile angeht war der kollektive Gesichtspunkt anfänglich prädominant. Ein anderes Beispiel für diese Thematik ist die „Kindergedenkstätte“. Sie ist den ca. 1,5 Millionen Kindern, die der Shoah zum Opfer gefallen sind gewidmet. Die Mittel zur Errichtung stammen von dem Ehepaar Abe und Edita Spiegel, deren Sohn Uziel im Alter von zweieinhalb Jahren in Auschwitz ermordet wurde. Der ursprüngliche Wunsch des Paares war es für ihren Sohn in Yad Vashem ein Denkmal zu errichten, worauf aber nicht eingegangen werden konnte. Schließlich wurde ein Kompromiss gefunden, der vorsah, dass eine Gedenkstätte für alle ermordeten Kinder errichtet werden sollte, an deren Eingang Uziel durch eine kleine Steintafel, die sein Gesicht und seinen Namen darstellt, besonders gedacht wird.

Nachdem Yad Vashem Ende der 50er-Jahre die erste einfache historische Ausstellung eröffnete, der weitere Ausstellungen folgten, wurde 1973 in dem bereits davor errichtetem Museumsgebäude der Gedenkstätte eine große Dauerausstellung eingeweiht, die erstmals versuchte systematisch und nachvollziehbar die Geschichte der Shoah aus jüdischer Perspektive darzustellen. Auch hier bezog sich die Aufarbeitung mehr auf die kollektive Tragödie als auf die individuelle Erfahrung. Museumstechnisch wurden hierfür vergrößerte Photographien und erklärende Texte, die an düsteren schwarzen Wänden angebracht waren, verwendet. Im März 2005 wurde das neue historische Museum in Yad Vashem, das vom technischen Standpunkt her revolutionär ist, aber auch auf der thematischen Ebene eine wichtige Wende markiert, eröffnet. Heute, knapp 61 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, kommen wir dem Zeitpunkt immer näher, an dem der Holocaust-Forschung keine Zeitzeuginnen mehr zur Verfügung stehen werden. Im Gegensatz zur bisherigen Herangehensweise steht somit das Individuum im Mittelpunkt des neuen Museums. Auf der größtenteils unterirdischen Ausstellungsfläche wird die Geschichte der Shoah erzählt, wobei jeder Zeitabschnitt, jeder Ort und jedes Ereignis in dieser Geschichte von der Darstellung persönlicher Schicksale durch z. B. persönliche Gegenstände und Zeitzeugenaussagen begleitet wird. Bei der Darstellung wird auch viel auf die vorhandenen technischen Möglichkeiten zurückgegriffen, so befinden sich im Museum u. a. zahlreiche Monitore, auf denen Überlebende über ihre Schicksale Zeugnis ablegen. Darüberhinaus gibt es verschiedene Installationen, die gemeinsam, mit

Originalgegenständen aus Ghettos, Konzentrationslagern und anderen Schauplätzen der Ereignisse ein Gesamtkonzept ergeben, das das Gedenken an die Shoah ins 21. Jhd. bringen soll. Die Fokussierung auf das Individuum ist also das vorherrschende Anliegen des neuen Museums und repräsentiert verschiedene Anliegen. Vorerst erklärt Yad Vashem in Zusammenhang mit der Ausstellung, dass Geschichte nicht erzählt werden kann ohne nicht auch die Geschichten der Betroffenen zu berücksichtigen. Außerdem versucht Yad Vashem am Übergang von erlebter zu tradierter Geschichte mit all seinen Mitteln so gut wie möglich das Erbe der Überlebenden festzuhalten und es zu bewahren um es den nachkommenden Generationen weiterzugeben. Darüber hinaus gibt es noch einen weiteren Aspekt in der zentralen Rolle des Individuums. Wie auch in vorangehenden Ausstellungen wird die Shoah auch im neuen Museum aus jüdischer Perspektive dargestellt. Ein Problem in diesem Zusammenhang ist die Tatsache, dass der überwiegende Großteil des Bildmaterials, das als Zeugnis über die Shoah dient, aus den Händen der Täter stammt und somit auch mit dem Festgehaltenen eine gewisse Perspektive transportiert. Um dem entgegenzuwirken wurde im neuen Museum darauf geachtet möglichst viele Aufzeichnungen, Photographien und schriftliche Zeugnisse der Betroffenen anzuführen, auch mit der Absicht die Juden nicht als Objekte in den Händen der Nationalsozialisten und ihrer Helfer darzustellen, sondern sich auf einzelne Schicksale und die Menschen dahinter zu konzentrieren.

In das Museumsgebäude ist auch die neue „Halle der Namen“ integriert, das Herzstück von Yad Vashem. In ihr befinden sich die so genannten „Gedenkblätter“, symbolische Grabsteine für die Opfer der Shoah. Auf diesen „Gedenkblättern“ können Personen, die nähere Informationen zu Opfern besitzen, verschiedene Angaben über den betroffenen Menschen und dessen Schicksal in der Shoah machen. Meistens wird dies von überlebenden Verwandten oder Bekannten getan, in manchen Fällen aber auch von Forscherinnen, die im Rahmen ihrer Arbeit auf bis dahin unbekannte Opfer gestoßen sind. Seit seinem Bestehen sammelt Yad Vashem solche Blätter und versucht dadurch möglichst viele der Opfer der Anonymität zu entreißen und ihnen, wofür der Name der Einrichtung Programm ist, ihre Namen und somit ihre Identität als menschliche Individuen zurückzugeben. Bis zum heutigen Tage hat Yad Vashem in etwa 3,2 Millionen Namen gesammelt, davon ca. 2 Millionen durch die Methode der „Gedenkblätter“, der Rest wurde durch verschiedenes Archivmaterial ergänzt. Seit November 2004 sind sämtliche Informationen online und für jeden Menschen mit Internetanschluss frei zugänglich.

Zwei weitere wichtige Bestandteile auf dem Gelände sind die internationale Schule für Holocaust-Studien („International School for Holocaust Studies“) und das Archiv. Diese beiden Einrichtungen befinden sich nebeneinander, was auch die verschiedenen Elemente der Arbeit von Yad Vashem und deren Verknüpfung symbolisiert. Auf der einen Seite die Dokumentation und historische Forschung des Archivs und auf der anderen die Vermittlung dieser Inhalte durch die Schule. In der Schule werden u. a. Unterrichtseinheiten für israelische Gruppen, hauptsächlich Schülerinnen- und SoldatInnenengruppen, und internationale Teilnehmerinnen sowie weiterbildende Seminare für Lehrerinnen aus der ganzen Welt veranstaltet. Das Archiv beinhaltet Material über die Shoah, die Zeit davor und danach und andere für Yad Vashem relevante Inhalte. Die umfangreichen Bestände des Archivs existieren in verschiedenen Formen, von Dokumenten über Zeugenaussagen bis zu photographischem und filmischem Material. Im selben Gebäude ist auch die Bibliothek untergebracht, die nach Möglichkeit alle veröffentlichten Publikationen über die Shoah und verwandte Themen beinhalten soll. Mit über 86 000 Buchtiteln und Artikeln und ca. 4000 Zeitungen und Zeitschriften in zahlreichen Sprachen ist sie die weltweit größte Sammlung ihrer Art.

Wie die Bibliothek strebt auch das Archiv eine nach Möglichkeit vollständige Sammlung an. Für diese Zielsetzung existieren Kooperationen mit Archiven, deren Bestände relevantes Material beinhalten. Solche Kooperationen existieren z. B: auch mit dem österreichischem Staatsarchiv und dem Archiv der Universität Wien. Die Aufgabe der Gedenkdienstleistenden in Yad Vashem ist es einerseits das relevante Material aus österreichischen Archiven, das in kopierter Form einlangt, in das Archiv einzuarbeiten und andererseits aus bereits vorhandenen Beständen Dokumente auszuwählen, diese zu lesen und im elektronischen Katalog des Archivs zu registrieren und zu beschreiben, was die betreffenden Dokumente für Benutzerinnen von Yad Vashem erst zugänglich macht. Der Umstand, dass große Teile des Materials noch nicht bearbeitet sind, hat es mir und anderen Gedenkdienstleistenden erlaubt, relativ frei nach für uns interessanten Themen für unsere Arbeit zu suchen. Im Laufe meines Gedenkdienstes war ich viel mit offiziellen Korrespondenzen von in der „Ostmark“ befindlichen Körperschaften des nationalsozialistischen Staates beschäftigt. Durch die Bearbeitung dieser Materialien konnte ich u. a. viel Aufschluss über das Verhalten in der Gesellschaft gegenüber Juden in der Zeit des Nationalsozialismus gewinnen. Da mir aber diese Inhalte bekannter waren als der Umgang mit Juden in Österreich in den Zeiten der Regierungen und des Regimes vor dem Anschluss, war ich sehr froh auch Dokumente aus den Jahren 1918 bis 1938 bearbeiten zu können. Durch diese Arbeit konnte ich verschiedene Aspekte des Umgangs mit Juden in Österreich von offizieller Seite und auch Tendenzen in der Bevölkerung während der Ersten Republik und des Austrofascismus nachvollziehen. Durch die von mir damit gewonnenen Erkenntnisse ist mir viel über die Rolle Österreichs im Zweiten Weltkrieg und über den Opfermythos der Zweiten Republik klar geworden, durch die ich mich in meiner Arbeit als Gedenkdienstleistender auch ständig bestätigt gefühlt habe.

Nikolaus Wildner,
*Studiert Vergleichende Sprachwissenschaft in
Jerusalem, leistete Gedenkdienst
in Jerusalem, Yad Vashem 2004/05*